

Maria Eschbach

*»Hymnen
an die Kirche«
der Gertrud von le Fort*

echter

Maria Eschbach

»Hymnen
an die Kirche«
der Gertrud
von le Fort

Maria Eschbach

»*Hymnen*
an die Kirche«
der Gertrud
von le Fort

echter

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2011 Echter Verlag GmbH, Würzburg

www.echter-verlag.de

Gestaltung: Hain-Team, Bad Zwischenahn (www.hain-team.de)

Druck und Bindung: Difo-Druck, Bamberg

ISBN 978-3-429-03410-8 (Print)

ISBN 978-3-429-04604-0 (E-Book)

Inhalt

Zum Geleit	7
Widmung	13
Einführung	15
Interpretation	43
Untersuchung über die Form	125
Tabellen.	171
Literaturangabe	193

Zum Geleit

»Das ist erstaunlich,« sagte die 68jährige Gertrud von le Fort, als die gerade 21 Jahre alt gewordene Maria Eschbach ihr den Entwurf ihrer Doktorarbeit vorgelegt hatte. Erstaunlich war bereits, dass es gegen Ende des II. Weltkriegs zu einem Treffen der beiden Frauen kommen konnte. Die Dichterin lebte zurückgezogen in Oberstdorf. Sie hatte gerade hinter sich, dass die erste Auflage der Erzählung »Das Gericht des Meeres« bei einem Bombenangriff auf Leipzig größtenteils verbrannt war. Ähnlich erging es mit dem in der Zeitschrift »Corona« vorabgedruckten Anfang des Romans »Der Kranz der Engel«. Der Wiener Professor Josef Nadler, der das Thema der Dissertation gegeben hatte und die Arbeit betreute, hat die Begegnung mit der Dichterin auf den Weg gebracht. Als der größte Teil geschrieben war regte er an, das Manuskript der Dichterin zu übermitteln. Sie konnte am besten beurteilen, ob es ihrem Werk gerecht wurde. Trotz widriger Umstände war Frau von le Fort bereit, kurz mit der Promovendin zu sprechen. Aus den vorgesehenen wenigen Stunden wurden vier gesegnete Tage. Sie haben wesentlich zur Endgestalt der Dissertation beigetragen.

Vergegenwärtigt man sich den historischen Kontext, in dem sie entstanden ist, drängt sich ein weiteres: »Das ist erstaunlich« auf. In der Zeit, in der die Kirche immer wieder angegriffen wurde, brauchte es Mut, sich zu ihr zu bekennen. Maria Eschbach machte sich den hymnischen Lobpreis der Kirche uneingeschränkt zu Eigen. Freimütig bekundete sie ihre Ablehnung der nationalsozialistischen Ideologie. In ihren Augen ist diese ein Extremfall des »Individualismus«, den sie im Sinne von Otto Miller verstand. Dessen 1933 erschienenes Buch »Der Individualismus als Schicksal« darf-

te bereits kurz danach nicht mehr verkauft werden. Kein Wunder, schreibt Miller doch auf der letzten Seite von der Sendung der Kirche: »Wie sie gegen den Absolutismus, sei es des sozialistischen Klassenstaates ... oder einer absoluten Partei die wahre christliche Demokratie verteidigt, so gegen den Liberalismus die Priorität der Gemeinschaft vor dem Individuum«¹. Das war eindeutig gegen das Programm der absoluten Partei gerichtet.

Wie auf Otto Miller hat sich die Doktorandin auf Theodor Haecker berufen. Auch er war als Gegner der damaligen Machthaber bekannt. 1933 wurde er verhaftet und erhielt Redeverbot. 1935 wurde dieses noch verschärft. Die Drucklegung seiner Werke wurde erschwert und schließlich verhindert. Die Geschwister Scholl standen in Kontakt mit ihm. Karl Muth, an dessen »Hochland« Haecker mitwirkte, hat die persönliche Bekanntschaft mit dem Kreis der »Weißen Rose« ermöglicht. Auch er wird in der Dissertation positiv erwähnt. Wie er es wiederholt getan hat, las Haecker am 4. Februar 1943 in einem kleinen Kreis, zu dem Willi Graf und die Geschwister Scholl gehörten, aus seinen Werken. Sophie Scholl schrieb in einem Brief: »Es hat mich noch niemand so mit seinem Antlitz überzeugt wie er.«² Es war der Tag »in dessen frühen Morgenstunden Hans Scholl und Alexander Schmorell die ersten Mauerinschriften ›Freiheit‹ und ›Nieder mit Hitler‹ im Münchener Universitätsviertel angebracht hatten.«³ Man hätte es verstehen können, wenn die Autorin Miller und Haecker gefolgt wäre, ohne beide angesichts der Zeitumstände namentlich zu nennen. Sie entschied sich anders; sie kämpfte mit offenem Visier. Unübersehbar stellte sie gleich auf der ersten Seite heraus, dass sie Miller und Haecker zu großem Dank verpflichtet ist.

Erstaunlich ist auch, dass die junge Studentin die Kraft hatte, in den Nöten und Sorgen, die der Krieg mit sich brachte, und unter

1 O. Miller, *Der Individualismus als Schicksal*, Freiburg 1933, 319.

2 Hans Scholl, Sophie Scholl, *Briefe und Aufzeichnungen*, hg. v. I. Jens, Frankfurt 1993, 289.

3 A. a. O., 358.

den eingeschränkten Möglichkeiten wissenschaftlichen Arbeitens sich auf die ihre angetragene anspruchsvolle Thematik zu konzentrieren. Die Lebensmittel wurden knapper, die Luftangriffe wurden häufiger, die Front rückte näher, die Ungewissheit über die Zukunft wuchs. Trotz allem konnte die Arbeit in relativ kurzer Zeit vollendet werden. Dass dies noch vor dem Abschluss des sechsten Semesters geschah, liegt nicht zuletzt daran, dass die Autorin schon lange vor deren Beginn die wichtigsten Werke der Dichterin kennenlernen konnte und für die »Hymnen an die Kirche« begeistert war. Sie entsprachen ihrer innersten Überzeugung. Hinzu kam die Hilfe ihres Vaters bei der Erstellung der sechs Pflichtexemplare. Die Promovendin konnte die handschriftliche Fassung ihrer Untersuchung im Dezember 1944 vollenden. In einer von Tieffliegern bedrohten einwöchigen Reise brachte sie das Manuskript nach Pleiserhohn im Siebengebirge, der Heimat ihres Vaters: Dieser setzte dort die Möglichkeiten ein, die er als Stadtkämmerer von Eschweiler hatte, und ließ die Studie tippen, vervielfältigen und binden. So konnte die Autorin mit ihm am 1. Januar 1945 nach Wien aufbrechen. Der Vater trug die sechs Pflichtexemplare in einem »Affenk«, einem damals üblichen Rucksack mit Fellüberzug. Nach einigen Tieffliegerangriffen und mehreren Umleitungen kamen sie eine Woche später in Wien an. Auf Wunsch des Vaters führte der erste Weg zum Stefansdom. Dort betete er dankbar eine halbe Stunde lang vor der Dienstboten-Madonna. Die zuständigen Professoren erstellten zügig ihr Votum. Als bereits weite Teile von Deutschland besetzt waren konnte die Promotion am 7. März 1945 erfolgen. Zwei Tage später wurde der Prüfungsort und das gesamte philosophische Dekanat von einem Volltreffer zerstört.

Erstaunlich ist schließlich, dass trotz aller Schwierigkeiten und insbesondere trotz der Herrschaft der damaligen Machthaber die Promovendin in ihrer Dissertation den Sieg des Glaubens herauszustellen vermochte. Sie handelt im Sinn des im Nachlass gefundenen nach 1930 entstandenen Gedichtentwurfs der Baronin le Fort, in dem es heißt:

»Dies aber möchte ich nicht mitverantworten, Freunde.
Daß ich nur Finsternis singe und daß des Grauens
Kein Ende sei im Gesang –
Weil wir im Finstern wandeln –
O nein, wer im Finstern wandelt,
Soll heller und heller singen.«⁴

Inmitten aller Dunkelheiten nahm die Promovendin das Licht wahr, das dem Glaubenden geschenkt wird, und gab es nach Kräften weiter. Auch wenn das angesichts der damaligen Machtverhältnisse gefährlich werden konnte gehörte sie zu denen, die Zeugnis geben vom Licht (vgl. Joh 1,8). Mag die Kirche noch so oft geschmäht und angegriffen werden, für die Studentin Maria Eschbach ist sie »als die Synthese aus Christus und seinen Wiedergeborenen ... das einzig Unvergängliche, das einzig unveränderlich Geformte, ›die einzige Gestalt der Welt.«⁵

Ihre Sorge, ob die Dichterin ihre Darlegungen akzeptieren würde, beendete deren Worte: »Das können Sie so lassen.« Das war durchaus nicht selbstverständlich, ging es doch um das Werk, von dem die Dichterin als »dem eigentlichen Fundament meiner ganzen Dichtung« sprach⁶. Bei einer Lesung im Jahr 1936 hat sie im Hinblick auf die »Hymnen an die Kirche« erklärt: »Mein überpersönlichstes Buch ist also zugleich mein persönlichstes. Dieses Werk war ursprünglich nur für mich selbst geschrieben als meine eigene Auseinandersetzung mit dem Überpersönlichen.«⁷ Es ist zu verstehen, wenn die Dichterin sich fragen konnte, ob eine junge Studentin dem Persönlichsten wie dem Überpersönlichsten ihrer Hymnen gerechttzuwerden vermochte. Offenkundig ist das geschehen. Gertrud von le Fort konnte die Promovendin ermutigen,

4 Begleitheft der Gertrud von le Fort-Ausstellung im Juni 1981 in Würzburg, zusammengestellt von Eleonore von La Chevallerie, Würzburg 1981, 15.

5 Dissertation, 56.

6 Wie Anm. 4,15.

7 Ebd.

ihr Werk zu vollenden. Überdies erwuchs aus dem wechselseitigen Verstehen eine geistig-geistliche Verbundenheit. In ihrem Buch »Glauben heißt, der Liebe lauschen« spricht Frau Eschbach 50 Jahre nach der Promotion von einer bedeutsamen »Schicksalsgemeinschaft«, in die sie mit der Erschließung der le Fort'schen »Hymnen an die Kirche« hineingerufen wurde.⁸ Beide verstehen die Dichtung als »erhöhtes, geläutertes und konzentriertes Leben.«⁹ Nach ihrer Überzeugung hat sie die Aufgabe, »geformter Lebensausdruck und erhebende Wesenserhellung einer lebendigen Menschengemeinschaft zu sein.«¹⁰ Gelingt das, dann kann die Dichtung als Therapie wirken.

Die Promovendin entdeckt bei ihren Studien, dass »das ganze Buch nach dem Prinzip des Gleichmaßes, der Entsprechungen, der Harmonie und der zahlenmäßig ausdrückbaren Beziehungen geformt ist.«¹¹ Sie weist das an etlichen Stellen nach. Darüber hinaus kann sie erklären: »So ist jedes wahre und sinnvolle Kunstwerk wesentlich Anbetung Gottes, in der die stummen Dinge der Welt Sprache bekommen haben, die Kräfte der Welt Melodien und Gesang geworden sind.«¹² Die Autorin nimmt diese Spur auf und geht den musikalischen, malerisch-plastischen und architektonischen Elementen der Hymnen nach. Das geschieht in einfühlsamer Sensibilität. So erschließt sie »die Polarität der Antithesen, den Reiz der Mehr- und Vielgliedrigkeit, die Feierlichkeit des Dreischritts, den Aufstieg zu einem in der Mitte gelegenen Höhepunkt, der mit dem Sinnhöhepunkt zusammenfällt.«¹³ Besondere Aufmerksamkeit widmet die Promovendin den parallelen Aussagen. Nach ihrer Auffassung bestimmen »parallelistisch gehaltene Bauprinzipien

8 M. Eschbach, »Glauben heißt, der Liebe lauschen«. Glaubenswege mit Gertrud von le Fort und Hans Urs von Balthasar. Begegnung und Briefwechsel, Paderborn 2005, 17.

9 Dissertation 7.

10 A. a. O., 6.

11 A. a. O., 129.

12 A. a. O., 10.

13 A. a. O., 122f.

ganze Hymnengruppen ..., ja schließlich das ganze Buch«¹⁴ Näherhin unterscheidet sie organische und geometrische Symmetrie. Nachdenkenswert ist die These, dass alle »Aufbau- und Darbietungsformeln ... bei Gertrud von le Fort Botschaften höherer Wesenheiten und Wahrheiten« sind, »die in ihrer Urbedeutung durchsichtig, durchscheinend gemacht, und auf höherer Ebene wiedergeboren werden.«¹⁵

Die ermutigenden Worte: »Das können Sie so lassen« sind sicherlich nicht eine Zustimmung zu jeder einzelnen Formulierung. Manche trägt Spuren der Entstehungszeit und des Bemühens um einen zügigen Abschluss der Untersuchung. Bei anderen kann man den Eindruck gewinnen, die Begeisterung lasse es zu Überbewertungen kommen. Das ändert nichts daran, dass die grundsätzliche Zustimmung der Dichterin der Dissertation eine Bedeutung bescheinigt, die auch weiterhin Beachtung verdient. Sie kann die Hilfen erschließen helfen, die wir Gertrud von Le Fort verdanken, und die wir weiterhin nötig haben.

+ *Paul-Werner Scheele*
Bischof em.

14 A. a. O., 115.

15 A. a. O. 137.

In Liebe und Dankbarkeit
widme ich meinem Vater Joachim Eschbach (1888–1956)
die Veröffentlichung meiner Dissertation.

Von Herzen danke ich allen,
die mir die Publikation ermöglicht haben.

Bonn, 7. März 2011
Maria Eschbach

Einführung

Grund- und Wesenscharakter der Einmaligkeit Gertrud von le Forts besteht darin, dass die Dichterin das individualistisch aufklärerische Grundgefüge der neuen Zeit durchbrochen hat. Sie gibt in ihrem Werk, insbesondere in ihren »Hymnen an die Kirche«, die hier Gegenstand näherer Betrachtung sein sollen, eine künstlerische Gesamtschau, die die reine Immanenz überwunden hat. Ihre Leistung ist die Neufügung des Welt- und Menschenbildes, wie es das Mittelalter grundsätzlich und der Barock mehr willensmässig besass. Es ist die Schliessung des klaffenden Risses zwischen Barock und Aufklärung mit ihrer Dichtergestalt. Sie knüpft an die transzendente Wirklichkeit des verratenen mittelalterlichen Ordo an und bricht hervor wie ein Licht aus den von da sich ununterbrochen abzweigenden Irrgängen, die mit ihren vermessenen Zielen alle in Sackgassen geendet haben. Diese Leistung ist demnach als eine säkulare zu bewerten. Um ihr gerecht zu werden, soll im folgenden Einleitungskapitel in einer ersten Betrachtung die entwicklungsgeschichtliche Stellung und Bedeutung der Dichterin und in einer zweiten ihre formale Einordnung vorgeführt werden.

Für den, der für seine Haltung ein klares Urteil gewinnen will, ist es notwendig, durch die Oberfläche des Geschehens hindurchzusehen und die Geschichte als Ursache und zwar als *prima causa* für die Entwicklung der heutigen Situation und in unserem besonderen Falle, für die Dichtung, wie wir sie heute sehen, anzunehmen.*

* Für die folgenden Ausführungen bin ich den Betrachtungen Theodor Haeckers »Der Christ und die Geschichte« (Leipzig 1935) und dem verdienstvollen Buch »Individualismus als Schicksal« von Otto Miller (Freiburg 1933) zu grossem Dank verpflichtet, in dessen Sinne ich den Terminus »Individualismus« überhaupt für alle Formen für Säkularisierung und Autonomie verwende.

Diese Geschichte mit ihrem Ursprung und Ziel in Gott hat einen Inhalt, der verwirklicht werden soll in der Anerkennung und Aneignung der von Gott festgesetzten Ordnung der Güter. Zu deren richtiger Anschauung muss sich der ganze Mensch mit seiner dreifachen Konstitution des Denkens, Wollens und Fühlens einsetzen. Das ist nicht selbstverständlich oder allgemein anerkannt. Seit der Aufklärung gibt es einen Hang, die hierarchische Ordnung zu verwirren oder zu leugnen, die Werte der Güter zu nivellieren, wodurch eine naturgegebene Ordnung in eine unnatürliche Unordnung stürzen muss. Diese hat ihre moralische Ursache in der größten Umlüfung der absoluten Ordnung, sein zu wollen wie Gott, das Geschöpf wie der Schöpfer selber. Der menschliche Verstand, der nur in Bezug auf seinen Schöpfer, der damit dem Menschen höchste, gottähnliche Auszeichnung verliehen hat, Sinn haben kann, verfällt so dem Wahn der individuellen Selbstbestimmung und geht darauf aus, alles zu erkennen, wie nur Gott es kann. Da er von den menschlichen Seelenkräften den Primat hat, verursacht seine Trübung alle Unordnung der Welt, die in den verschiedenen Seinsbereichen der Lehre, der Religion und des Lebens verschiedene Namen haben kann. Das menschliche Gefühl gerät in eine phantastische Verkehrung seiner gottgewollten Kraft. Das Individuum fühlt sich wie Gott im Schöpferischen selber, das im realen Sinn ein absolut unmitteilbares göttliches Prinzip ist. Dieselbe chaotische Erhöhung beansprucht der individuelle Wille. Dessen unmittelbaren Regungen im sinnlich seelischen Leben schreibt man göttliche Kraft zu – also ist man ihnen sorgfältige Pflege und Verwirklichung schuldig. Was die immanente Logik dieses Irrtums bewirken muss, ist klar: sie führt den Menschen von Stufe zu Stufe tiefer in die Verwirrung hinab. Sie bewirkt notwendig die Loslösung aller Gebiete des Lebens, des Wissens und der Kunst von ihrer höchsten Autorität, Gott, und von seiner Sichtbarwerdung auf Erden, der Kirche. Damit aber verursacht sie gleichzeitig den Verlust der tragenden organischen Mitte und den Beginn

eines Scheindaseins der aus dem nährenden Mutterboden herausgerissenen Einzelgebiete.

Der Individualismus als historische Erscheinung ist aber nicht erschöpfend mit dieser moralischen Bewertung zu beurteilen. Es geht nicht, für sein Auftauchen nur Gründe subjektiver Art anzuführen, da es in der Geschichte der Menschheit nie etwas Sinnloses geben kann, was die menschliche Verkehrung der wahren Ordnung aber zweifellos bedeutet. So ist der moderne Individualismus nicht allein erwachsen aus dem stolzen Wahn und dem Mündigkeitsstreben des Subjekts, sondern ist auch bedingt in der historischen Situation und der tiefen Problematik des mittelalterlichen Menschen. Indem schon der spätmittelalterliche Nominalismus Vernunft und Erkennen von der religiösen Wahrheit abtrennt, und der Humanismus die ratio von den lebenspendenden Seelenkräften des Wollens und des Fühlens löst, bereiten diese beiden Geistesströmungen dem aufklärerischen Rationalismus den Weg, der die Vernunft selbstherrlich und herrisch macht. An die Stelle der lebendigen Wahrheit setzt sie leere Formeln. Aus dem blühenden Organismus der verschiedenen Wissenszweige, die in theologisch religiöser Sinnggebung danach gestrebt haben, eine allgemeine Deutung der Welt von einem lebenspendenden Mittelpunkt zu geben und zu einem grossen Weltbild zu ordnen, wird mit der Leugnung des höchsten und tragenden Prinzips, Gottes, ein zusammenhangloses, voraussetzungsloses Einzelwissen, eine zwar grosse, aber letztlich sinnlose Wissensansammlung, die schliesslich wie ein versandeter Fluss in Lebensverarmung endet. Ohne die Grundlage der objektiven religiösen Wahrheit und nicht mehr zu ihr hinführend, schlägt das rationalistische Wissen bald in sein Gegenteil um, in die Skepsis, in den Zweifel an der eigenen Erkenntniskraft bis in die Verzweiflung an jeder objektiven Wahrheit überhaupt. Diese unchristliche Philosophie seit Descartes führt notwendig in die Selbstauflösung, auf welchem Wege auch nicht viel fruchtet, dass die deutsche idealistische Philosophie von Kant bis Hegel die Reste der menschlichen Erkenntnismöglichkeit zu

retten sucht, und dass man heute diese Lehren zu erneuern und zu bewahren sich bemüht. Die Philosophie im Bereich des reinen Denkens ist trotz grosser Leistungen an sich selbst gescheitert. Weder dem Rationalismus noch dem Idealismus gelingt es, ein einheitliches Weltbild zu schaffen. Keine einzige der individualistischen Lehren ist eine den Menschen objektiv tragende und sichernde Macht. Im Zwiespalt zwischen Geist und Wirklichkeit tasten sie das von der Kirche gehütete Geheimnis des Göttlichen an, finden in dem Chaos ihrer individualistischen Einfälle und Beobachtungen nicht mehr den Zugang zur Wirklichkeit und berauben den Menschen der Grundlage und Voraussetzung aller Religiösität, der Ehrfurcht. So steht der Mensch der Neuzeit ohne Scheu vor dem Göttlichen und der Natur, die er als blinde Materie aus ihrer gottgewollten Bestimmung herauslöst und vergewaltigt. Dem heutigen Menschen ist auf diese Weise der Boden unter den Füßen weggezogen, wegphilosophiert worden. Die individualistische Ideologie hat sich als Leben ohne Substanz erwiesen. Gedankensysteme sind wertlos geworden. Der Mensch ist gezwungen, sich mit der wirklichen Existenz, der konkreten Wirklichkeit, der er sich müde und leer entgegengestellt sieht, auseinanderzusetzen. Nur zweierlei bleibt ihm übrig: entweder zurückzugehen an die Stelle, die vor der verhängnisvollen individualistischen Loslösung die einzig massgebende war, oder sich durch Bejahen seines Daseins und Soseins auf seine nackte Existenz zu stellen und die Verzweiflung angesichts des Nichts abzuwehren durch trotziges Jasegen zu sich selbst und dem Abgrund entgegenzuschreiten. Dieses letzte Stadium des modernen individualistischen Menschen, einsam mit seiner Existenz im Kosmos, mitten im Nichts, ist die schärfste Position des Individualismus, aus der heraus nur allerpersönlichste Entscheidung führt.

An dieser Entwicklung und den Auswirkungen des Individualismus hat die Dichtung gespannt und gequält wie keine andere menschliche Äusserung und Erscheinung teilgenommen, da sie als Puls- und Herzschlag des Lebensganzen alle dessen Seinsberei-